



dot  
books



ANTJE  
WINDGASSEN

# ALEXANDRA DAVID-NEEL

*Auf der Suche nach dem Licht*

BIOGRAFISCHER ROMAN



Alexandra steht auf ihrem Lieblingsplatz am Vordersteven des Schiffes und blickt zum Horizont. Land ist schon seit einer Weile zu sehen, aber nun kann man bereits erste Einzelheiten erkennen: den weißen Sandstrand, die üppige Vegetation, die Umrisse einer Stadt – Colombo!

Am faszinierendsten für Alexandra ist jedoch die Helligkeit, die sie, die Lichthungrige, noch niemals in einer derartig strahlenden Fülle erlebt hat. Ihre Augen können sich kaum sattsehen an so viel paradiesischer Schönheit. Immer deutlicher zeichnet sich nun der Clock Tower an der Hafeneinfahrt Colombos ab, und dann ist es endlich soweit: Alexandra betritt ihr »gelobtes Land«, sieht sich mit leuchtenden Augen um und ist trunken vor Glück.

*Colombo, diese vom Ozean umgebene Stadt inmitten von Palmen, ist nicht sehr groß, schreibt Alexandra ihrem Vater nach Hause. Vielleicht habe ich schon deshalb nicht den Eindruck, wie in London und Paris, mich in einem erstickenden Gefängnis zu befinden. Zunächst bin ich im noblen Hotel Oriental abgestiegen, werde aber später, aus Gründen der Sparsamkeit, in eine Niederlassung der Theosophischen Gesellschaft umziehen. Denn natürlich, eines ist klar, auch diese Reise kann nur solange währen, bis mein Geld aufgebraucht ist.*

Wie Indien gehört auch Ceylon zu England, und Königin Viktoria scheint allgegenwärtig. Ihr Standbild steht auf allen Plätzen und an allen Straßenecken. Und trotzdem, auch der Orient ist verfügbar und findet sich am deutlichsten in der Pettah, dem Basarviertel. Alexandra, herausgeputzt mit der Uniform der viktorianischen Kolonialdamen – weißer Helm, weißes Kleid, weiße Handschuhe und, unentbehrlich, weißer Sonnenschirm – wandert durch die unzähligen engen Gassen und saugt die leuchtenden Farben und aromatischen Düfte förmlich in sich hinein. Früchte, Gewürze, Tee, Reis, handgewebte Saris, Haushaltsgegenstände und vieles mehr werden hier feilgeboten, und fliegende Händler breiten Saphire, Mondsteine und Elfenbein vor ihr aus.

»Sie kaufen, Mem Sahib. Allerbeste Ware.«

Aber Alexandra ist fest entschlossen, ihr Geld zusammenzuhalten und jede Rupie dreimal umzudrehen, bevor sie sie ausgibt. Statt dessen gönnt sie sich lieber eine Tasse des preiswerten aromatischen Ceylon-Tees und genießt, während sie in einem Tee-Pavillon sitzt und die vorbeiflanierenden Menschen beobachtet, die Atmosphäre dieser herrlichen Stadt. Alexandra hat jedoch diese weite Reise nicht gemacht, um es sich wohlgehen zu lassen. Ihr steht auch nicht der Sinn nach der großen Touristenattraktion »Adams Peak«, dem Berg, zu dem sich, so sagt jedenfalls die Legende, Adam nach seiner Vertreibung aus dem Garten Eden geflüchtet hat und auf dessen Gipfel noch heute seine Fußabdrücke zu sehen sind.

Alexandra beginnt ihre mystische Pilgerreise mit der Entdeckung der Tempel Colombos und Kelanijas. Doch ihre erste Begegnung mit dem »wahren Leben« hinter den Büchern verläuft dann ganz anders als erhofft.

Im Tempel von Kelanija, der sagenhafte Schätze beherbergt, findet sie die erste Buddha-Statue ihrer Reise und ist entsetzt. Die Figur ist mit einer glänzenden, kanariengelben Farbe übertüncht und derart entstellt, das sie den Buddha, für dessen Lehre sie sich geöffnet hat, nicht wiedererkennt. Fassungslos muß Alexandra feststellen, daß die meisten Buddhas auf der Insel mit dieser knallgelben Farbe angestrichen sind und beschließt konsequent, keine weiteren Statuen zu besichtigen.

»Ceylon ist ein wunderbares Land«, erklärt sie dem Leiter des theosophischen Hauses zum Abschied, »und ich werde ganz gewiß irgendwann einmal zurückkehren, um mir mehr Zeit für Land und Leute zu nehmen. Aber nun kann ich es kaum noch erwarten, nach Indien, in das Land der tausend Wunder, zu kommen.«

Um nach Indien zu gelangen, muß der Golf von Mannar überquert werden. Alexandra entscheidet sich für eine Fährverbindung, die von Colombo in die südindische Stadt Tuticorin führt. Eine Nacht soll die Reise dauern, eine Nacht, die zu einem endlosen Alptraum wird. Sobald der Dampfer Ceylon verlassen hat, zieht nämlich ein orkanartiger Sturm auf, der das Meer zu gewaltigen Wogen aufpeitscht. Hilflos wird das Schiff, einer Nußschale gleich, von den Wellen hin und her geworfen. Zwar läßt der Kapitän sorgfältig alle Luken schließen, aber abgesehen davon, daß die Luft unter Deck nun zum Ersticken ist, dringt das Wasser trotzdem durch den Laderaum ein. Es vertreibt die Ratten aus ihren Schlupfwinkeln, und bald tummeln sich die ungeliebten Nager in Gängen, Kabinen und im Speisesaal.

Alexandra und drei Missionare sind die einzigen europäischen Passagiere an Bord und die einzigen, die Kabinen belegt haben. Auf dem Rest des Schiffes drängen sich die Einheimischen. Die Seekrankheit verschont jedoch niemanden, und so müssen sich die Reisenden die ganze Nacht mit Übelkeit und Brechreiz herumquälen.

Der Sturm wird immer heftiger, und immer mächtigere Wellen überfluten das Schiff.

»Wenn man wenigstens an Deck gehen könnte, um frische Luft zu schöpfen«, stöhnt Alexandra verzweifelt. »Alles wäre gewiß einfacher zu ertragen.«

Die Missionare bleiben ihr jedoch eine Entgegnung schuldig. Sie fühlen sich einfach zu elend zum Sprechen.

Als Tuticorin am nächsten Morgen in Sicht kommt, wird die See endlich ruhiger. Das Schiff läuft in den Hafen ein und entläßt seine schwankenden Passagiere auf festen Boden. Auch die drei Missionare sehen denkbar mitgenommen aus und können sich nur mühsam auf den Beinen halten. Die erlittenen Strapazen und die Seekrankheit stehen den Menschen noch deutlich im Gesicht geschrieben, und sie setzen sich, kaum daß sie das Schiff verlassen haben, ganz einfach in den Sand.

Fassungslos beobachten sie wenig später Miss David, die gerade, ausnahmsweise einmal als letzte, das Schiff verläßt und tatsächlich einen beachtlichen Kontrast zu ihrer eigenen Schwäche bietet: Sie ist in makellostes Weiß gekleidet, wirkt ausgeruht und frisch wie der junge Tag und sieht sich aufmerksam und strahlend vor Unternehmungslust um. Es ist sehr heiß, und die meisten der niedrigen, weißgetünchten Hütten des Ortes ducken sich unter die nur mäßigen Schatten spendenden Kokospalmen. In der Ferne kann man ein Wasserloch erkennen, an dem die Frauen ihre Wäsche auf flache Steine schlagen und in dessen seichtem Wasser Kühe und Büffel waten. Das Hafenbecken wird an der Küste

durch schneeweißen Sandstrand begrenzt, auf dem sich schlanke Palmen im leichten Seewind wiegen. Begeistert nimmt Alexandra die Landschaft in sich auf. O nein, selbst von einem handfesten Orkan läßt sie sich nicht die Freude verderben. Endlich ist sie in Indien. Es ist kein Traum mehr, sondern Wirklichkeit.

Mit festen Schritten schlägt Alexandra den Weg zum Bahnhof ein und besteigt den Zug nach Madurai. Noch vor der Abfahrt läßt sie sich im Speisewagen nieder, bestellt eine Portion Gemüsecurry, den sie, zusammen mit Unmengen von gebutterten Toasts, mit großem Appetit verspeist und trinkt dazu etliche Tassen Tee.

Die Missionare, die mit ihr gemeinsam die Überfahrt durchlitten haben, betreten langsam und immer noch ein wenig unsicher auf den Beinen den Speisewagen und beobachten verblüfft Alexandras ausgedehntes Mahl.

»Sie können jetzt essen?« fragt einer von ihnen fassungslos. »Aber Ihnen ging es in der letzten Nacht ebenso elend wie uns.«

Alexandra lacht und winkt gleichmütig ab.

»Gut, ich bin krank gewesen«, antwortet sie. »Aber jetzt ist es vorbei, und jetzt habe ich Hunger.«

Wenig später setzt sich der Zug in Bewegung und erreicht nach mehrstündiger Fahrt Madurai. Nachdem Alexandra sich eine Herberge gesucht hat, macht sie sich, ohne eine Rast einzulegen, auf den Weg, den riesigen Meenakshi-Tempel mit seinen fünf, mit Götterfiguren und Fabelwesen geradezu atemberaubend üppig beladenen Tortürmen zu besichtigen. Die gesamte Tempelanlage, die Stadt in der Stadt, wird von einer hohen Mauer umgeben, die dem ganzen Bereich eine große Ruhe verleiht.

Alexandra wandert durch das mit Heiligtümern angefüllte Labyrinth von Höfen, Gängen und Sälen und atmet sie tief in sich ein, diese Welt, nach der sie sich gesehnt hat, solange sie denken kann. Ganz weit öffnet sie ihren Geist, fest entschlossen, sich auch nicht eines dieser Wunder entgehen zu lassen.

Das nächste Reiseziel ist Benares, und auf den Ufertreppen des Ganges, den sogenannten Ghâts, beobachtet Alexandra die Sadhus – heilige Männer – und Sannjasins – die Enthaltamen. Sie alle entsagen den drei Welten, der Welt der Menschen, der Welt der Ahnen und der Welt der Götter. Diese Asketen verkörpern für Alexandra ein Ideal, schon allein deshalb, weil der Verzicht für sie, im Gegensatz zu ihren christlichen Brüdern, kein Opfer, sondern Erfüllung bedeutet. In Benares begegnet Alexandra auch dem Swami Baschkaranda, einem alten Asketen, der nackt in einem Rosengarten lebt. Er ist es, der die junge Französin in die indische Gedankenwelt einführt, der sie die Kunst der Meditation lehrt, denn das Indien, das sie auf dieser Reise sucht, ist nicht etwa das Indien der Engländer oder der Maharadschas, es ist das Indien der Weisen und Asketen.

Als Alexandra weiterzieht, legt ihr Baschkaranda zum Abschied ein orangefarbenes Tuch in der Ritualfarbe der Sannjasins um die Schultern. Der alte Mönch hätte ihr keine größere Freude machen können. »Werden wir uns einmal Wiedersehen, Swami?«



Alexandras Trennungsschmerz ist nicht zu überhören.

Baschkarananda lächelt weise und flüstert ihr einige Worte zu, die sie demütig den Kopf senken lassen. Die nächste Station auf Alexandras Reise ist Adjar, wo sich das Hauptquartier der Theosophischen Gesellschaft Indiens befindet. Ursprünglich hat sie geplant, bis nach Nepal, dem Geburtsland Buddhas, zu reisen. Doch da das Geld langsam knapp wird, muß sie darauf verzichten und nimmt sich vor, diese Reise irgendwann einmal nachzuholen. Trotzdem gelangt sie noch bis Darjeeling im äußersten Norden Indiens, bis an die Grenze von Sikkim, von wo aus sie das Gebirgsmassiv des Kangchenjunga sehen kann. Nach achtzehn Monaten besitzt Alexandra keine einzige Rupie mehr und muß wohl oder übel nach Europa zurückkehren.

Als das Schiff, das sie heimbringen wird, in See sticht, steht Alexandra regungslos an der Reling und blickt mit Tränen in den Augen zurück.

»Ich werde wiederkommen, ganz gewiß«, flüstert sie und denkt unwillkürlich an die Abschiedsworte des alten Swami aus dem Rosengarten in Benares:

*»Wer kann wissen, was morgen ist? Die Unbeständigkeit ist das Gesetz allen Lebens. Vergiß das nie.«*

## Kapitel 6

### Eine Karriere in Indochina

Wie zutreffend diese letzten Worte Baschkarandas sind, stellt sich heraus, als Alexandra in die Heimat zurückkehrt. Bevor sie in Paris ihre Studien wieder aufnimmt, reist sie nach Brüssel, um ihren alten Freund Elysée Reclus aufzusuchen, ihm von ihren indischen und ceylonischen Abenteuern zu berichten und natürlich, um ihre Eltern zu begrüßen. Alexandrine und Louis David sind glücklich, ihre Tochter gesund wiederzusehen, müssen ihr jedoch eine bittere Neuigkeit mitteilen:

»Es tut uns leid, Nini, aber ...« Der Vater zögert, und da es ihm offensichtlich sehr schwer fällt, das auszusprechen, was gesagt werden muß, fährt Alexandrine niedergeschlagen fort:

»Es wäre doch klüger gewesen, wenn Sie Ihre Erbschaft nicht so gedankenlos verschwendet hätten, meine Liebe«, erklärt sie. »Sie werden sich nämlich nach einer eigenen Einnahmequelle umsehen müssen, da Ihr Vater unglücklich in das Panama-Kanal-Projekt investiert und unser ganzes Vermögen verspekuliert hat. Wir werden in Zukunft also nicht mehr in der Lage sein, Sie finanziell zu unterstützen.«

Bei aller Fassungslosigkeit, die Alexandrine über diese Tatsache verspüren muß, scheint es doch, als schwinde auch ein winziger Hauch von Schadenfreude in ihren Worten mit. Das hast du nun davon, scheint sie zu denken. Du hättest besser auf mich hören sollen. Alexandra nimmt diese Eröffnung jedoch gelassen hin und reist bald darauf nach Paris zurück. Da ihr Zimmer bei den theosophischen Wirtsleuten natürlich zwischenzeitlich anderweitig vergeben wurde, ist sie gezwungen, sich eine kleine Wohnung zu mieten. Es ist nichts Großartiges, was sie sich leisten kann, nur ein kleines Hinterhausquartier im fünften Stock, direkt unterm Dach, aber immerhin, ihr erstes eigenes Zuhause.

Alexandra ist zufrieden, nimmt ihre Studien wieder auf und beginnt, ihre Reisenotizen zu ordnen. Sie schreibt unter dem Pseudonym »Mitra« mehrere Artikel, um sie verschiedenen Zeitschriften anzubieten. Der eine oder andere wird auch veröffentlicht, aber die Honorare sind zu gering, als daß sie davon leben könnte.

»Bitte verzeihen Sie, wenn ich störe, aber...«

Eine junge, zarte Frau, mit auffallend schönen, schwarzen Haaren und einem sehr blassen Gesicht, steht eines Abends vor Alexandras Tür.

»Ich... Mein Name ist Giuseppa Rizzo«, stottert sie unsicher. »Ich bewohne das Appartement neben Ihnen und wollte Sie fragen... Dürfte ich Sie vielleicht zum Abendessen einladen? Es ist bereits alles angerichtet.«